

Thomas Franke

Das
Mädchen,
das nicht
verschwinden
wollte

Roman

Inhalt

Schuhlöffel und Pflegeengel	6
Das Angebot	12
Der Schatten	23
Recherche	29
Barbie und die Lumpenpuppe	39
Die zweite Stimme	48
Sneakers und ein verschollener Patient	57
Fake-Profil und Märchenbrunnen	65
Wut und Blumen	76
Erntediebe im Kastanienbaum	84
Zwischen Tonerkartuschen und Aktenvernichter	98
Der braune Umschlag	108
Erdachte Vertrauenswürdigkeit und ein unerwarteter Anruf	116
Der schmale Weg	123
Bilder	130
Das Böse	139
Wundenreparatur und Zwiebelmett	147
Charles	157
Du musst genauer hinsehen	171
Falsche Fragen und Kannibalen	179
Probierhäschen	189
Die Jesus-Brille	198
Das, was alles verändert	207
Der Artikel	216
Merkst du es nicht?	223

Wolle und die Lichtung	228
Flucht und Frieden	238
Das Bekenntnis	245
Blumen pflanzen	253
Vielleicht	260
Nachwort und Dank	269

Schuhlöffel und Pflegeengel

Morgenlicht flutete die Dachterrasse und zeichnete den scharfen Schatten eines ungenutzten Blumenkübels auf die rötlichen Bangkirai-Dielen. In den Kästen auf der Balkonbrüstung wucherte Löwenzahn. Eine winzige Blaumeise hüpfte von Kasten zu Kasten und suchte nach etwas Essbarem.

Miriam stand am bodentiefen Fenster ihres Wohnzimmers und ließ den Blick über die verwahrloste Terrasse schweifen, während sie an ihrem Cappuccino nippte. Vor gut zwei Jahren war sie hier eingezogen. Sie hatte Blumenzwiebeln gekauft, es aber noch nicht geschafft, sie einzupflanzen. Noch immer hingen keine Gardinen an den Fenstern, und im Schlafzimmer stapelten sich zwei Dutzend unausgepackte Umzugskartons.

Sie seufzte. Ob sie sich hier jemals zu Hause fühlen würde?

Im Inforadio wurde stockender Verkehr auf der Berliner Stadtautobahn A 100 gemeldet. Wenn sie die Rushhour vermeiden wollte, blieb ihr nicht mehr viel Zeit.

Miriam stellte den Kaffeebecher ins Spülbecken und eilte in die Diele. Nach kurzem Zögern entschied sie sich für die High Heels mit den Zwölf-Zentimeter-Absätzen. Zwar war sie mit ihren 1,76 Metern ohnehin keine kleine Frau, aber in ihrem Business konnte es niemals schaden, wenn die Männer zu ihr aufblicken mussten.

Sie trat hinaus in den Hausflur, schloss die Tür hinter sich ab und wollte sich gerade die Bluetooth-In-Ear-Kopfhörer in die Ohren stecken, als ein lauter Ruf durchs Treppenhaus hallte.

„Raus hier, aber sofort!“

„Frau Kühnemann, ich ...“, erwiderte eine Frauenstimme besänftigend, wurde jedoch gleich wieder unterbrochen.

„Verlassen Sie meine Wohnung oder ich rufe die Polizei.“

Miriam verdrehte die Augen. Es war wieder einer dieser Tage ... Um ihre Absätze bangend, hastete sie die Treppe hinunter und erreichte den dritten Stock im selben Augenblick, als Gerda Kühnemann, einen metallenen Schuhlöffel schwingend, auf die Fußmatte trat. Die Augen der betagten Dame starrten über die Lesebrille hinweg angriffslustig auf eine beleibte Mittvierzigerin, die ängstlich hinter dem Treppengeländer in Deckung ging.

„Was ist denn hier los?“, fragte Miriam im selben forschenden Tonfall, mit dem sie ein Meeting eröffnete.

„Diese Person ist in meine Wohnung eingedrungen und wollte mich vergiften!“, behauptete Gerda Kühnemann.

„Das stimmt nicht! Ich bin ein Engel!“, verteidigte sich die Frau hinter dem Treppengeländer.

„Bitte was?“, fragte Miriam irritiert.

Gerda stach mit dem Schuhlöffel in die Luft. „Sie wollte mich umbringen!“

„Sie hätte mir beinahe den Schädel eingeschlagen!“, empörte sich die Frau, ohne die sichere Deckung zu verlassen.

Miriam rückte unauffällig dichter an ihre Nachbarin heran. „Keine Sorge, Gerda“, sagte sie in ruhigem Tonfall. „Ich kümmer mich darum.“

Die alte Dame ließ den Schuhlöffel sinken, starrte ihre Kontrahentin aber weiterhin finster an.

„Können Sie mir bitte erklären, was hier los ist?“, wandte Miriam sich wieder an die beleibte Frau hinter dem Treppengeländer.

„Ich komme von der Pflegeengel GmbH. Als ich geklingelt habe, hat niemand aufgemacht, deshalb habe ich aufgeschlossen. Ich hörte Frau Kühnemann im Bad. Also habe ich mich

durch ein lautes *Guten Morgen* bemerkbar gemacht und bin dann in die Küche gegangen, um die Medikamente für die Woche zu stellen. Und da kam sie auf einmal wie eine Furie um die Ecke gestürmt und wollte mir mit diesem ... Ding den Schädel einschlagen!“

„Stimmt das, Gerda?“, fragte Miriam.

„Na ja, was würdest du denn machen, wenn auf einmal eine wildfremde Frau in deiner Küche steht und dir irgendwelche Pillen ins Frühstück mischt?“

„Ich bin nicht wildfremd, ich bin Schwester Karin!“, sagte die Pflegerin, während sie vorsichtig aus der Deckung trat.

„Sie können meinetwegen auch Schwester Hildegard sein, ich kenne Sie trotzdem nicht!“, schnaufte die alte Dame.

„Es war mit Ihnen abgesprochen, dass ich Ihnen die Herztabletten unter die Haferflocken mische.“

„Unsinn!“, fauchte Gerda. „Wenn ich mich vergiften wollte, würde ich das schon selber machen.“

Miriam warf einen Blick auf ihre Uhr. Einen Moment lang erwog sie, die beiden mit ihrem Zwist alleinzulassen. Schließlich ging sie das Ganze nicht wirklich etwas an. Gerda Kühnemann war nur ihre Nachbarin. Aber dann erinnerte sie sich daran, was sie der alten Frau verdankte, und zwang ein verbindliches Lächeln auf ihre Lippen. „Schwester Karin, würden Sie bitte einen Augenblick hier warten?“

„Ich habe keine Zeit! Eigentlich müsste ich schon längst beim nächsten Patienten sein!“

„Ach, das nächste Opfer wartet schon?“, giftete die alte Dame. „Auftragskillerin scheint ja ein stressiger Job zu sein!“

Die Pflegerin schnappte empört nach Luft.

Miriam mutmaßte, dass sie diese Tätigkeit noch nicht lange ausübte, sonst wäre sie sicher nicht so leicht aus der Fassung zu bringen. „Es dauert nur einen Moment“, fügte sie freundlich hinzu. Dann hakte sie sich bei ihrer Nachbarin unter und zog

sie sanft, aber bestimmt in die Wohnung. „Komm, Gerda, wir müssen etwas besprechen.“

Kaum hatte Miriam die Tür hinter sich geschlossen, änderte sich die Haltung der alten Frau. Sie sackte förmlich in sich zusammen. Als sie den Schuhlöffel ins Regal zurücklegte, zitterten ihre Hände, und ihr Gesicht bekam einen verzweifelten Ausdruck. „Ich glaube, ich muss mich einen Augenblick hinsetzen“, murmelte sie.

Miriam führte sie ins Wohnzimmer – oder in die gute Stube, wie Gerda es nannte – und die alte Dame setzte sich.

„Soll ich dir ein Glas Wasser holen?“

Gerda schüttelte den Kopf und seufzte leise. „Ach Kati, ich weiß auch nicht, was mit mir los ist!“

Kati war Gerdas jüngere Schwester, wie Miriam inzwischen wusste. Sie war vor zwei Jahren verstorben.

Statt zu antworten, hockte Miriam sich hin, sodass sie auf Augenhöhe mit ihrer Nachbarin war.

„Meinst du wirklich, die Frau ist eine Pflegerin?“, fragte Gerda verunsichert.

Miriam nickte langsam. „Ehrlich gesagt glaube ich das. Seit gut drei Monaten kommt ein Pflegedienst zu dir, um dir deine Medikamente zu verabreichen und dir beim Duschen zu helfen.“

„Tatsächlich?“ Die Verwirrung stand der alten Frau ins Gesicht geschrieben. Ihr Blick verlor sich in der Ferne.

Miriam schaute wieder auf die Uhr. Mit dem Morgenmeeting würde es knapp werden. „Weißt du, was? Ich habe eine Idee!“

„Wie schön für Sie“, sagte Gerda mit neu erwachtem Misstrauen. „Und was machen Sie in meiner Wohnung?“

Miriam verspürte einen Stich der Besorgnis. So vergesslich wie heute hatte sie ihre Nachbarin noch nie erlebt. „Gerda“, sagte sie sanft, „du kennst mich doch.“ Sie strich sich eine Strähne ihres roten Haars hinters Ohr.

„Kati?“

Miriam lächelte.

„Ach Schätzchen, ich weiß auch nicht, was heute mit mir los ist.“

„Komm, wir machen ein Foto.“

Die alte Dame erhob sich und betastete ihre Frisur. „Nicht, solange ich aussehe wie ein Pudel, der in ein Starkstromkabel gebissen hat.“

„Doch nicht von dir, von der Pflegekraft“, erwiderte Miriam. „Das Bild hängen wir dann in deiner Wohnung auf, damit du sie beim nächsten Mal zuordnen kannst.“

Einen Augenblick lang zeigte sich Verwirrung auf Gerdas Gesicht, doch schließlich nickte sie.

Miriam erwischte den Pflegengel gerade noch auf dem letzten Treppenabsatz. „Warten Sie.“

„Ich habe wirklich keine Zeit mehr!“

„Bitte, lassen Sie mich ein Foto von Ihnen machen, als Erinnerungshilfe für Frau Kühnemann.“

„Okay, meinetwegen.“

Die Pflegerin knipste ein halbherziges Lächeln an, und Miriam schoss ein Foto mit ihrem Smartphone. „Was ist mit den Medikamenten?“, fragte sie dann.

„Sind noch in der Tablettebox.“

Miriam eilte zurück in die Wohnung ihrer Nachbarin und achtete darauf, dass Gerda die Tabletten auch wirklich schluckte. Dann hastete sie zu ihrem Auto.

Sie war dankbar für den Stellplatz in der Tiefgarage, auch wenn sie sich für die unverschämten hohen Kosten eine Zweitwohnung hätte leisten können. Allerdings entsprach die Wahrscheinlichkeit, in dieser Gegend einen freien Parkplatz zu finden, in etwa der Chance, vom Blitz getroffen zu werden.

Die 200 PS ihres Sportwagens waren angesichts des morgendlichen Stadtverkehrs nicht wirklich hilfreich. Miriam war

zehn Minuten zu spät, als sie mit quietschenden Reifen auf dem Parkplatz der Agentur hielt.

Sobald sie ausgestiegen war, war von Eile jedoch nichts mehr zu spüren. Kontrolle war alles.

Sie lächelte kühl, als sich ein junger IT-Mitarbeiter neben ihr in den gläsernen Aufzug quetschte. Er murmelte ein „Guten Morgen“ und blickte dann unsicher blinzelnd an ihr vorbei.

Wie ein Mantra wiederholte Miriam innerlich die Worte ihres Mentors. *Als Frau musst du intelligenter, härter und skrupelloser sein als jeder Mann, um in diesem Business Erfolg zu haben.*

Die Aufzugstüren öffneten sich. Miriams High Heels klackten laut auf den auf Hochglanz polierten Marmorfliesen. Durch die Glastür des Besprechungsraums sah sie, dass ihr Team bereits auf sie wartete.

Sie unterdrückte den Impuls, sich zu beeilen, und zog stattdessen ihr Smartphone aus der Tasche, als hätte sie noch etwas Wichtiges zu überprüfen.

Wenn sie schon zu spät kam, dann wenigstens mit der selbstverständlichen Nonchalance einer elisabethanischen Aristokratin.

Die zweite Stimme

Ich seh aus wie eine Prinzessin“, drang eine kindliche Stimme durch den Nebel, der Miriam umfingen hielt.

Der Schwindel legte sich schon bald wieder, aber die Finsternis wollte nur langsam weichen. „Kann schon sein“, erwiderte eine zweite Stimme und gähnte herzlich. „Auf jeden Fall bist du eine müde Prinzessin. Es ist schon voll spät.“

Miriam versuchte, ihre Benommenheit abzuschütteln. Es hörte sich so an, als würden sich zwei Mädchen unterhalten. Aber ihre Stimmenfarben waren einander zum Verwechseln ähnlich. Führte da jemand Selbstgespräche?

Ein Rascheln war zu vernehmen, untermalt vom leisen Ticken einer Wanduhr. Langsam begann Miriam, schemenhaft ihre Umgebung zu erkennen.

„Diesmal wird Esther ganz schön staunen, wenn ich auch als Prinzessin zur Faschingsfeier komme“, meldete sich die erste Stimme zu Wort.

„Wieso Esther?“, nuschelte die zweite Stimme müde. „Was hat das denn mit Esther zu tun?“

Miriam gewöhnte sich an das Dämmerlicht und erkannte im fahlen Licht des Mondes ihr Spiegelbild. Sie war neun Jahre alt und drückte ein glitzerndes Kleid an sich.

„Weil Esther beim letzten Mal die ganze Zeit gegackert und gesagt hat, ich soll endlich mal ein Ei legen“, vernahm Miriam eine wütende Mädchenstimme. Allerdings war nicht die leiseste Spur einer Lippenbewegung bei ihrem jüngeren Ich auszumachen.

„Das lag wahrscheinlich daran, dass du als Huhn verkleidet warst“, bemerkte die zweite Stimme.

Und wieder hatte die Kleine den Mund nicht geöffnet. Stumm stand sie da und betrachtete fasziniert ihr Spiegelbild.

Allmählich dämmerte Miriam, was hier gerade geschah. Sie befand sich im Kopf ihres jüngeren Ichs und lauschte seinen Gedanken.

„Quatsch“, fauchte die erste Stimme. „Esther hält sich für was Besseres. Die hat sich die ganze Zeit über mich lustig gemacht.“

„Kann schon sein. Aber das ist doch eigentlich voll unwichtig“, erwiderte die zweite Stimme gelangweilt.

Das Mondlicht ließ das Kleid silbern funkeln. Miriam vernahm ein Geräusch, und im selben Moment erinnerte sie sich, in welcher Situation aus ihrer Kindheit sie sich gerade befand. „Du musst das Kleid verstecken, schnell!“, zischte sie.

„Wieso?“, erwiderte eine irritierte Kinderstimme.

Unglaublich! Die Kleine reagierte auf sie! *Es funktioniert!*, schoss es Miriam durch den Kopf. *Es funktioniert tatsächlich. Ich kann meine eigene Geschichte umschreiben!* Ein weiteres Geräusch ließ sie innerlich zusammenzucken. Es war das charakteristische Knarzen der Dielen im Flur vor ihrem Zimmer. „Pack es zurück in den Schrank, schnell! *Er kommt!*“

Miriam sah, wie das Mädchen vor Furcht erstarrte. Sie versuchte, die Kontrolle über den Körper ihres jüngeren Ichs zu gewinnen, doch es gelang ihr nicht. Es schien, als wäre die Kleine zu Eis erstarrt.

Die Türklinke wurde heruntergedrückt. Miriam fuhr herum.

Die Tür öffnete sich mit leisem Quietschen. Ein riesiger Schatten erschien im Türrahmen. „Was machst du da?“, fragte eine harte Stimme.

Ein eisiger Schauer lief ihr über den Rücken.

Der Schatten kam näher.

Schwindel überkam Miriam, und erneut wurde alles schwarz.

Sie konnte nicht sagen, wie lange die Dunkelheit sie umfängen hielt, doch schließlich war ein leises Schluchzen zu vernehmen. Ihr eigenes Schluchzen.

Miriam stellte fest, dass sie auf dem Bauch lag, eingehüllt in ihre Bettdecke, die sie sich über den Kopf gezogen hatte. In der rechten Hand hielt sie eine Taschenlampe. Vor ihr auf dem Kopfkissen lag ein aufgeschlagenes Buch, doch sie konnte weder die Bilder noch die Buchstaben erkennen. Ihr Blick war verschleiert.

Mit einem Mal waren die Erinnerungen an den vorangegangenen Abend wieder da; ganz frisch hatten sie ihren Abdruck in der Seele ihres neunjährigen Ichs hinterlassen.

„Du hast mich sehr enttäuscht, Miriam-Johanna.“ Papas Gesicht ist ganz ernst. „Ich habe dir doch erklärt, welche Gefahren in diesem heidnischen Fest liegen. Du weißt, dass Eitelkeit Sünde ist, und du weißt, dass ausgelassenes Feiern die Zügellosigkeit weckt und Tanzen der Wollust Tür und Tor öffnet.“

Miriam hat vergessen, was diese Worte wirklich bedeuten; sie weiß nur, dass es etwas sehr, sehr Schlimmes ist. Stumm senkt sie den Kopf.

„Am schlimmsten ist aber, dass ich dir nie wieder vertrauen kann. Denn wer einmal lügt, dem glaubt man nicht ... Das weißt du doch, oder?“

Tränen steigen ihr in die Augen.

„Es ist schon schlimm genug, dass du mich hintergangen hast. Aber hast du wirklich geglaubt, du könntest dein Tun vor Gott verbergen?“

Stumm schüttelt sie den Kopf.

„Dann hast du also bewusst im Angesicht Gottes gesündigt?“ Die Stirn ihres Vaters legt sich in tiefe Falten.

„Nein ... ich ...“ Miriam schluchzt auf.

„Ich möchte dich nicht schlagen, Miriam-Johanna, aber du siehst doch ein, dass ich dich bestrafen muss?“

Mit einem Kloß im Hals nickt sie langsam. Ihre Muskeln bewegen sich wie von selbst, und sie kommt sich vor wie ein Roboter.

Papa steht auf, nimmt das Kleid in seine großen Hände und zerreißt es. Die rohe Gewalt, mit der er das tut, lässt Miriam ängstlich zusammenzucken. Pailletten fliegen durch die Luft und prasseln zu Boden. Papa wirft die Stofffetzen auf die Dielen und tritt mit seinen Pantoffeln darauf. „Du wirst morgen ohne Verkleidung in die Schule gehen und deiner Lehrerin erklären, warum du ab heute nie wieder an einer Faschingsfeier teilnehmen wirst.“

Panik steigt in Miriam auf, aber der Roboter in ihr lässt sie abermals nur schweigend nicken.

„Wasch dir das Gesicht, und bitte den Herrn um Vergebung“, sagt Papa noch, dann verlässt er den Raum.

Am Faschingsmorgen hatte Miriam so schlimme Bauchschmerzen gehabt, dass Mama sie krankgemeldet hatte. Als Papa nach Hause gekommen war, hatte er doll mit Mama geschimpft. Miriam hatte er nur angesehen. Er hatte nichts gesagt, aber in diesem Moment hatte sie sich so widerwärtig gefühlt wie eine tote Ratte. Schweigend war sie in ihrem Zimmer verschwunden.

Nun lag sie unter der Bettdecke und versuchte, sich irgendwie selbst zu trösten.

„Er ist eigentlich nicht so“, drang eine flüsternde Stimme in ihr Bewusstsein. „Er ist ganz anders!“

Eine kleine Hand wischte die Tränen aus ihren Augen und strich sanft über das aufgeschlagene Buch. Es schien viel benutzt zu werden und war schon ganz abgegriffen. Auf den dicken Pappseiten waren bunte Bilder zu sehen.

Etwas kitzelte in ihrer Nase, und Miriam schniefte. Das Bild vor ihr zeigte einen bärtigen Mann, der von einer Kinderschar umringt war. Er lächelte warmherzig. Eines der Kinder saß auf seinem Schoß, ein anderes schmiegte sich vertrauensvoll an ihn. Unter dem Bild stand: Jesus segnet die Kinder.

Sie spürte, wie etwas in ihr sich vorstellen wollte, sie wäre eines der Kinder, die sich dort um den Mann drängten, und für einen Moment empfand sie Frieden. Aber dann veränderte sich etwas. Die gemalten Augen des freundlichen Jesus verloren ihren lebendigen Glanz; sie wurden zu braunen Farbkleckschen auf weißem Papier. Sein Lächeln wurde starr und leblos.

„Hör auf, dich selbst zu täuschen“, sagte Miriam zu ihrem jüngeren Ich. „Das ist alles nicht echt! Das ist nur ein Märchen!“

„Nein!“, widersprach eine leise Stimme. Doch sie war kaum mehr als ein Hauch. Es war nicht schwer, sie zu übertönen.

„Los, schlag die erste Seite auf!“, befahl Miriam der Kleinen. „Die allererste Seite! Du weißt schon, welche.“

„Ich will nicht!“, jammerte das Mädchen.

„Schlag sie auf!“, wiederholte Miriam.

Zitternd blätterte die Kinderhand eine Pappseite nach der anderen um. Auf der ersten Seite stand in gedruckten schwarzen Lettern: *Meine erste Kinderbibel* und darunter in blauer, schön geschwungener Schrift: *Von Papa*.

„Verstehst du jetzt?“, fragte Miriam in das keuchende Atmen der Kleinen hinein. „Es ist alles eine Lüge!“

„Nein“, wisperte eine unendlich leise Stimme.

„Hör nicht mehr auf seine Lügen! Befrei dich von ihnen.“

Das Mädchen schlug die Bettdecke beiseite.

„Befrei dich!“, rief Miriam. Und im selben Moment schleuderte ihr jüngeres Ich die Kinderbibel an die Wand.

Die Stille, die darauf folgte, war ohrenbetäubend. Die Kleine startete voller Trotz und Furcht zur Tür und wartete darauf, dass der Schatten zurückkehren und seine Macht demonstrieren würde, doch nichts geschah. Alles blieb ruhig. Die Uhr an der Wand tickte weiter, als wäre nichts geschehen.

„Gut gemacht!“, sagte Miriam, dann packte sie der Schwindel. Die Umgebung verschwamm vor ihren Augen. Ein grelles Licht presste sich zwischen ihre flatternden Augenlider.

„Hallo, Frau Eckert?“ Jemand tätschelte ihre Wange. „Frau Eckert, können Sie mich hören?“

Miriam blinzelte.

„Gott sei Dank“, hörte sie jemanden flüstern.

„Frau Eckert?“ Ein bärtiges Gesicht schob sich in ihr Blickfeld. „Bitte sehen Sie mich an.“

Miriam richtete ihren Blick auf den Arzt. Er wirkte blass, und ein Schweißtropfen perlte von seiner Nase. „Wissen Sie, wer ich bin?“

„Natürlich. Was ist denn los, Dr. Martens?“

Jemand stieß einen erleichterten Seufzer aus, und der Mediziner lächelte.

„Welchen Tag haben wir heute?“

Miriam spürte einen unangenehmen Geschmack im Mund. Als sie versuchte, sich aufzurichten, wurde ihr übel.

„Welcher Tag ist heute?“

„Donnerstag. Meine Güte, was ist denn los?“

„Sehen Sie mich bitte an“, wiederholte der Arzt. „Sehen Sie meine Hand? Wie viele Finger halte ich hoch?“

„Drei“, schnaufte Miriam genervt. „Würden Sie jetzt bitte damit aufhören, mich wie ein Kleinkind zu behandeln?“ Sie wollte aufstehen, stellte aber fest, dass man sie an der Liege fixiert hatte. „Was soll das? Binden Sie mich sofort los!“

„Äh, ja natürlich. Selbstverständlich.“ Mit fliegenden Fingern löste die Arzthelferin die Schnallen um Miriams Hand- und Fußgelenke.

„Warum haben Sie mich überhaupt festgebunden?“, herrschte Miriam den Arzt an.

„Es gab ein paar Komplikationen, aber das ist kein Grund zur Beunruhigung –“

„Ich bin nicht beunruhigt, ich bin stinksauer!“, unterbrach Miriam ihn. „Sie können mich doch nicht einfach an der Liege festschnallen wie eine Geisteskranke!“

„Das war nur zu Ihrem eigenen Schutz“, erwiderte Dr. Martens mit zerknittertem Lächeln. „Es tut mir schrecklich leid, dass wir heute einen kleinen Rückschlag hinnehmen mussten ...“

„Was für einen Rückschlag?“, fragte Miriam, plötzlich hellhörig.

„Nun ja, es hat leider nicht funktioniert. Manche Probanden verarbeiten die Dopamin-Agonisten nicht wie gewünscht und –“

„Was reden Sie denn da?“ Miriam schüttelte genervt den Kopf. „Es hat funktioniert! Ich bin in die Vergangenheit zurückgereist, genau wie sie es gesagt haben! Es waren nicht unbedingt die Situationen, die ich erwartet hatte, aber ich konnte Einfluss auf mein kindliches Ich nehmen.“

„Das ist höchst interessant!“, erwiderte Dr. Martens.

„Das ist unmöglich!“, entfuhr es der Arzthelferin im selben Moment. „Wir haben doch vorzeitig –“

Dr. Martens' eisiger Blick brachte sie zum Schweigen.

Miriam sah vom bleichen Gesicht der Frau zu dem nervös lächelnden Mediziner. „Was genau ist passiert?“

„Sie hatten einen Krampfanfall“, erklärte der Mann rasch. „Genau genommen mehrere Krampfanfälle, deshalb mussten wir den Vorgang abbrechen und sie zu Ihrer eigenen Sicherheit fixieren.“ Er räusperte sich. „Wir ziehen Ihnen jetzt die Infusionsnadel.“

Abbrechen? Miriam starrte ihn verwirrt an. Dann bemerkte sie hinter dem weißen Kittel eine rasche Bewegung, die sie ablenkte.

„Und Ihnen geht es wirklich gut?“, hakte Dr. Martens nach.

Die Arzthelferin machte sich eifrig an Miriams Arm zu schaffen, ganz offensichtlich froh, etwas tun zu können.

„Ja“, antwortete Miriam knapp, denn wieder hatte sich hinter Dr. Martens etwas bewegt. Sie rutschte auf der Liege ein Stück zur Seite, um eine bessere Sicht zu haben.

„Bitte still halten“, ermahnte sie die Arzthelferin.

„Sehr schön“, sagte Dr. Martens, wandte sich zur Seite und gab ein paar Daten in seinen Rechner sein.

Miriam erstarrte. Das konnte doch nicht wahr sein! Sie kniff die Augen zusammen und öffnete sie wieder.

Dort hinter dem Stuhl des Arztes stand ein kleines rothaariges Mädchen. Es hatte beide Hände in die Hosentaschen gesteckt und betrachtete aufmerksam einen in bunten Farben gezeichneten Querschnitt durch das menschliche Rückenmark, der an der Wand hing.

„Alles okay?“, fragte Dr. Martens. Die Kleine spazierte an seinem Schreibtisch vorbei und ging hinüber zum Fenster. Der Arzt zuckte nicht mit der Wimper, obwohl es vollkommen unmöglich war, das Kind zu übersehen.

„Alles bestens“, erwiderte Miriam.

Dr. Martens runzelte die Stirn, fuhr dann aber fort: „Wenn irgendetwas Ungewöhnliches passiert, geben Sie uns bitte umgehend Bescheid.“

„Was genau meinen Sie mit ... ungewöhnlich?“

„Starke Kopfschmerzen, Blitze vor den Augen, Flashbacks.“

Miriam nickte. „Verstehe. Ich gebe Ihnen Bescheid.“

Das Mädchen drückte die Nase ans Fenster und sah einem Eichhörnchen hinterher, das blitzschnell die große Kastanie vor dem Gebäude emporkletterte. Dann wandte es sich grinsend um. „Voll niedlich!“

Niemand reagierte.

Miriam starrte das Kind an. Es war ohne jede Frage das Mädchen, das sie gerade eben noch im Spiegel gesehen hatte – dieselbe blasse Haut, die langen roten Haare, die zu zwei Zöpfen geflochten waren, und die grünen Augen, die neugierig in die Welt hinausblickten. Ihr jüngeres Ich war irgendwie aus Miriams Synapsen geschlüpft und spazierte nun in der realen Welt herum.

„Verschwinde“, raunte Miriam heiser.

Die Kleine reagierte nicht, stattdessen meinte die Arzthelferin pikiert: „Ich bin ja schon fertig, Frau Eckert.“

„Gut.“ Dr. Martens tippte erneut etwas in den Computer. „Ich schlage vor, dass Sie sich für eine weitere Stunde in unseren Ruheraum begeben, damit wir sichergehen können –“

„Ich möchte lieber sofort gehen!“, erwiderte Miriam hastig und stand auf. Ein leichtes Schwindelgefühl packte sie, aber es gelang ihr, sich nichts anmerken zu lassen.

„Wir können Sie selbstverständlich nicht gegen Ihren Willen hier festhalten, aber –“

„Dann ist ja alles geklärt“, unterbrach Miriam ihn.

„Äh, nun gut ... Wir sehen uns dann in drei Tagen wieder, zur nächsten Sitzung.“

„Alles klar. Auf Wiedersehen!“ Miriam hastete aus dem Raum und schloss die Tür hinter sich. Ein wenig zu ruppig, wie ihr gleich darauf auffiel. Denn der Knall hallte über den gesamten Flur.

Sie eilte die Treppen hinunter, spurtete durch das Foyer und hinaus auf die Straße. Dort sah sie sich sorgfältig um. Niemand war ihr gefolgt. Weit und breit war kein rothaariges Mädchen zu sehen.

Erleichtert stieß Miriam die Luft aus und winkte ein Taxi heran. Sie riss die Tür auf, noch bevor der Wagen zum Stehen gekommen war, und schlüpfte hinein.

„Tachchen. Wohin soll's jehn?“, fragte der Fahrer, ein gemütlicher Mittvierziger mit imposantem Schnurbart.

„Fahren Sie einfach los!“

Der Mann zuckte die Achseln und gab Gas.

Erleichtert ließ sich Miriam in den Sitz sinken – und stieß gleich darauf einen erschrockenen Schrei aus: Neben ihr saß ein kleines rothaariges Mädchen, baumelte mit den Füßen und fragte: „Und was machen wir jetzt?“